

Das Familiengeheimnis.

Nach dem Englischen von M. W.

Mama war sehr aufgeregt und unruhig. Sie trippelte beständig hin und her und lief dann und wann ans Fenster, um die Straße hinabzuschauen, die an ihrer kleinen Villa draußen im Vorort vorüberführte. Das noch immer sehr hübsche Frauenzimmer erwartete jemand, sah aber seinem Kommen mit Ungeduld entgegen. Papa sah im Lehnstuhl und rauchte sein Pfeifchen. „Sag doch, Mami!“ sagte er. „Du bist ja ganz aus dem Häuschen.“ „Ja!“ erwiderte sie, „es ist aber auch keine Kleinigkeit, daß unser Ewigen ihren Verehrer herbringen und uns vorstellen will.“ Sie erröthete wie ein junges Mädchen. „Nun, sie ist selbstständig, in guter Stellung und darf wohl an eine eheliche Verbindung denken.“ — „Ja, und daß ihr Verehrer gerade Roland Meertatt heißen muß! Wenn er der Sohn jenes Mannes wäre — wenn es herauskäme — es wäre doch gar zu schrecklich.“ — „Freilich — freilich!“ sagte der alte Gerloff und sah seine Frau verlegen an. „Ich würde es nicht — aber es wird wohl noch andere Leute dieses Namens geben!“

Indem hörten sie die Haustür gehen und Ewigen freundlich helles Lachen. „Sie sind es!“ rief Mama. „Ach, Hermann, wenn er es doch wäre! Wenn Ewigen schließlich ersüßte! Ich schämte mich zu Tode — ich könnte meinem Kind nie wieder in die Augen schauen!“ — „Na, Mutter — Du thust ja gerade, als hätten wir ein Verbrechen begangen! Aber still, kein Wort weiter! Sie kommen.“

Ewigen trat ins Zimmer, gefolgt von einem stattlichen jungen Menschen mit klugem Gesicht und lustigen Augen. Sie stellte ihn vor, man schüttelte sich die Hände, und bald war eine muntere Unterhaltung im Gange. Roland erzählte von den Seimigen, daß er in Remslow, einem südlichen Vororte, wohne, wo sein Vater, nachdem er sich vom Geschäft zurückgezogen, eine reizende Besitzung habe. „Gerloff muß uns dort besuchen!“ sagte er. „Ich habe sie schon eingeladen, mit mir eine Radpartie hinaus zu machen.“

Als man sich später an den Theistisch gesetzt, kam das Gespräch wieder auf Remslow und die Freuden des Landlebens. Ewigen sagte, sie könne sich nichts Entzückenderes als so etwas denken, wo man sich hüben halten könne und Schwindeln und Klübe. „Ja!“ sagte Roland. „Das haben wir alles, und wenn Herr Gerloff uns besuchen will, so führe ich sie in der Ruhstall, und sie darf selber eine Kuh melken. Ich zeige ihr, wie man das macht.“ Ewigen lachte hell auf. Danach war von den alten Meertatt einstigen Geschäft die Rede, und Roland, immer zu Scherzen aufgeleitet, vermachte sich zu wetten, daß niemand hier errathen könne, was für ein Geschäft sein Vater einst betrieb. Man rief hin und her, nannte die barocksten Berufe, traf aber nicht das Richtige. Zuletzt verlor sich das ungeduldige Ewigen von ihrem Verehrer zu wissen, was denn eigentlich sein Vater gewesen.

Roland rief lachend: „Ich wüßte, Sie würden es nicht raten! Nun denn, mein Vater hatte ein — Heirathsbureau!“ Es muß das ein enträgliches Geschäft sein, denn er hat ein Vermögen damit gemacht!“

Bei dem Worte „Heirathsbureau“ war Mama todtenbleich geworden. Sie wandte sich ab, im nächsten Augenblick taumelte sie und sank auf das Sofa. Ewigen sprang ihr mit lautem Aufschrei zu Hilfe. Mama kam bald wieder zu sich und stammelte Entschuldigungen. „Die Hitze im Zimmer!“ sagte sie. „Komm, Papa, führe mich in den Garten! Es ist wirklich nichts, mein Tochter! Ein kleiner Schwindel. Ach, nur! Aber nur bei deinem Gockel!“ — „Wirklich, mein liebster Mama?“ — „Verlass dich darauf!“ Und damit ging sie, auf Papa gestützt, hinaus.

Roland hatte Ewigen mit liebevollen Blicken zugehört. „Sie haben Ihre Mama sehr lieb?“ sagte er. „Sehr, sehr lieb!“ erwiderte Ewigen. „Und ich habe auch allen Grund! Ich habe ein glückliches Heim. Ein glückliches Paar als meine Eltern kann es gar nicht geben! Nie habe ich je ein böses Wort miteinander wechseln hören, so lange ich denken kann!“ — „Solch ein Paar wäre eine Refugium für meine Vater gewesen!“ scherzte Roland. „Was für ein kurioses Geschäft!“ sagte Ewigen sinnend. „Kein Wunder, daß Sie es nicht weiterführen.“ — „Roland sah Ewigen schief an. „Warum?“ fragte er. Sie zögerte. Sie schlug die Augen nieder. „Ich meine“ — sagte sie endlich, „dies Ewigen, die aus einem Heirathsbureau hervorgeht, nicht die richtigen Ehen findet!“ — „Das ist ein Irrthum, Fräulein Gerloff! Viele Paare, die mein Vater zusammengebracht, sind sehr glücklich geworden. Er pflegte jedes Paar zu bitten, daß sie ihm nach Jahresfrist schreiben, wie es ihnen erginge. Er besitzt einen ganzen Band voll solcher Briefe. Sie sind interessant und lustig zu lesen. Wenn Sie zu uns zu Besuch kommen, zeige ich Ihnen die Sammlung. Wollen Sie kommen? Sie müssen doch auch meinen Vater kennen lernen, nun ich Ihre Eltern kenne!“ Ewigen machte Einwendungen. „Wollen Sie denn nicht die Kuh melken?“ fragte Roland

schelmisch und sah ihr zärtlich in die Augen. „Ja, die Kuh melken!“ lachte Ewigen, das hatte ich ganz vergessen!“ In einem prachtvollen Sonntag Morgen rabelte Ewigen mit Roland nach Remslow hinüber. Es war eine entzückende Partie. Ewigen wäre vollkommen glücklich gewesen, wenn nicht der Gedanke an ihre Eltern ihre Stimmung ein wenig grübeln hätte. Beide, Vater und Mutter, behandelten Ewigen's Verhältnis mit Roland mit einer Kühle und Zurückhaltung, die sie sich nicht erklären konnte, und als Roland sie zu der heutigen Partie abgeholt, hatte Frau Gerloff bitterlich zu weinen angefangen. Sie konnte das Räthsel nicht lösen.

Herr Meertatt senior empfing seinen Besuch mit ausnehmender Lieblichkeit. Ewigen fühlte sich bald heimlich in Remslow, und die Reize der Ländlichkeit nahmen ihren ganzen Sinn gefangen. Natürlich erhielt sie die verpönte Welt-Lektion und den nach sich mit großem Gesicht dabei, wie sie denn, mit einem Klübenschnitzgen angethan, die Anmut selbst zu sein schien. Nachmittags setzte sich das junge Mädchen in eine stille Laube des Gartens. Roland hatte spöthaltiger und zur Unterhaltung, an der es ihnen eigentlich gar nicht gefehlt hätte, das dicke Buch mit den Akten der einstigen Heirathsklienten seines Vaters heranzugreifen. Ewigen, von weiblicher Neugierde ergriffen, ließ sich sofort den Band aufschlagen. Nebeneinander auf dem Bänkechen sitzend, gingen die beiden Blatt für Blatt miteinander durch. Sie amüsierten sich köstlich. Ewigen fand des Vaters kein Ende über die Briefe und Dokumente, die hier vor fremden Augen all ihre Geheimnisse bloßlegten.

Ehen ließen sie auf eine neue Annonce. „Ein junger Mann, solide, reitend, der gerade eine Frau erpären könnte, möchte die Bekanntschaft eines braven, verständigen Mädchens machen, das keine Furcht vor Armut hat.“ „Bravo!“ sagte Ewigen. „Das ist kein Firtelzettel! Und auf solche Annoncen kann nur ein wackeres, tüchtiges Mädchen sich melden!“ — Im nächsten Augenblick entfuhr ihr ein leiser Aufschrei. „Herr Gott, die Unterschrift!“ — „Hermann Gerloff — mein Vater!“ — „Alle Wetter!“ rief Roland. — Ewigen gewann schnell ihre Fassung wieder. „Das darf Mama nicht sehen!“ sagte sie eilig. „Sieh mal an, Papachen, wer hätte gedacht, daß Du ein so loser Vogel wärst, murmele ich mit einem plötzlichen Versuch, zu scherzen. Dann, fortsetzend: „Hier ist ein Brief von ihm!“ Sie las: „Sehr geehrter Herr! Mit dankbarem Herzen ergreife ich nach Jahresfrist die Feder, um Ihnen mitzutheilen, wie glücklich wir geworden sind! Meine Frau ist ein Engel, ein wahrer Schatz. Ich hätte nie geglaubt, daß ich, der ich so allein in der Welt da stand, so viel Glück finden könnte. Vor drei Tagen hat meine Frau uns ein Töchterchen geschenkt, ein hübsches Wesen, das wir Ewigen nennen wollen. Es geht uns recht gut. Ich bin in lohnender Stellung, und meine Frau hat schon längst ihre Stellung aufgegeben können. Wir werden Ihnen, verehrter Herr, ewig dankbar sein, daß Sie uns zusammengeführt haben. Hochachtungsvoll Ihr ergebenster Hermann Gerloff!“

Ewigen war sehr bleich geworden. „Allo Mama auch!“ höhnte sie. „Ihr Auge lachte das Rolands. Der hatte schon längst weitergelesen und zeigte ihr noch ein Briefchen. „Hier“, sagte er, „ist die Bewerbung der späteren Frau Gerloff. Was für eine Handschrift! Fast die eines Kindes! Lesen Sie, Ewigen!“ Seine Stimme klang weich. Ewigen las: „Sehr geehrter Herr! Wenn die Annonce ehrlich gemeint ist, die des Mannes, der ein Mädchen sucht, das vor Armut keine Furcht hat, so möchte ich mich melden. Mir graut vor der Einfaclheit, nicht vor dem Armein. Ich bin ohne Verwandte und Freunde, ohne Heimath, Arbeit kann ich, wenn ich auch nur klein und zierlich bin, und gesund bin ich auch. Aber ehrlich muß der junge Mann es meinen! Ich bin gut erzogen und will meinem todtten Mütterchen keine Schande machen. Hochachtungsvoll Lili Berndt.“

Ewigen sah stumm, wie vernichtet. Nun verstand sie alles, begriff die Angst ihrer Mutter. Für ihre eigene Zukunft, ihr eigenes Glück begann sie auch zu fürchten. Sie hatte das Buch geöffnet und sah über die Lebensschancen und Schwächen anderer Menschen zu amüsiert, etw wie man vor einem Affentisch tritt, um sich über die närrischen Sprünge seiner Jnassen zu belustigen, und nun grinsten ihr, sozusagen hinter den Eisenkäfig, die Gesichter ihrer Eltern entgegen, die für sie bislang der Inbegriff verachtungswürdiger Erhabenheit gewesen waren. Sie schloß sich aufs tiefste erniedrigt, sie entzog Roland ihr Händchen und griff nach dem Taschentuch, sich verlohnen eine Thräne abzuwischen. Dann, all ihren Stolz zusammenfassend, wußte heroischer Anstrengung, sagte sie, indem sie das Buch zusammenklappte: „Herr Gott, wie die Zeit verrinnt! Ich muß wirklich an den Heimgang denken!“ Sie sprang auf. Auch Roland erhob sich. Er trat auf sie zu, legte seine Hand unter ihr Kinn, um ihr zerflutete Gesichtchen aufzurichten, und flüsterte mit einer Stimme, in der verhaltene Bewegung zitterte: „Ewigen! Man könnte die weite Welt lange abhüben, ehe man wieder so liebe, einfache Leutenchen findet wie die, die jene letzten Briefe geschrieben haben!“ — Ewigen fuhr trotzig auf. „Einfältig wollen Sie sagen! Und diese Einfalt wird in ein Buch getrieben, damit andere Leute darüber lachen können! O, das thut weh!“ — „Ewigen!“ sagte Roland. „Haben Sie nicht darüber lachen wollen? Ich habe an ganz andere Dinge gedacht. Gebadet, wie glücklich ich sein würde, ein Mädchen mein Eigen nennen zu können, des solche Eltern besitzt!“ — Ewigen, willst Du mein Weib sein und mit mir veruchen, ihnen gleich zu werden?“ — Ewigen erwiderte nichts, aber sie ließ es geschehen, daß Roland ihr die Thränen von den Augen wusch.

Ewigen's Eltern hatten inzwischen schwere, sorgenvolle Stunden zugebracht. Besonders Mama war quälend mit bösen Vorahnungen und ängstigte auch ihren Alten damit. „Er wird ihr das Sammelbuch seines Vaters zeigen“, jammerte sie, „müht sich unsere Briefe sind. Sie wird uns verachten. Und dann — alle die — die — Mädchen, die ich ihr aufgeben habe — was sollte ich auch thun — sie war immer ein so neugieriges Mädel — fand kein Ende mit Fragen — da mußte sie wissen, wie alles gekommen war, wie ich und Du uns kennen gelernt hatten — und ich konnte ihr doch nicht sagen, daß ein Heirathsbureau uns zusammengeführt — das natürliche, romantische Ding.“ — Und Mama machte weinte. Der Alte schloß sie in seine Arme, tröstete sie, küßte sie und sagte: „Ach, nur, Mütterchen, es war Bestimmung! Es mußte so kommen! Und wenn Ewigen uns droh verachtet — es wird weh thun — aber dann haben wir uns noch, nicht?“ Mama'sche schmiegte sich an ihn. „Ja“, sagte sie, „wenn aber ihre Partie dadurch zurückgeht — wenn wir ihr Glück zerstören — es sind stolze Leute“ — der alte Gerloff that kein Bestes, Mama'schen zu ermahnen. Sie standen am Fenster und sahen die Dunkelheit hereinbrechen, die Sterne aufblitzen. Egen umschlangen, die Schwelgen sie in Erinnerungen, in der Erinnerung an all das Glück, das jämmerliche Herzensleid über sie ausgeschüttet, an die Gründung ihres kleinen Haushaltes, an den ersten schweren Kampf mit der Noth des Lebens, an Ewigen's Geburt und die sonnige Freude, die mit ihr bei ihnen eingezogen. . .

Da löste draußen das Klingeln von Fahrträdern. Es waren Roland und Ewigen, die zurückkehrten. Ewigen fürzte ihrem Mama'schen um den Hals. „Ach, Mütterchen“, rief sie, „ich habe mich so göttlich amüsiert!“ Später, als sie bei der Lampe um den Tisch saßen, erzählte sie alles haarklein. Und auf eine gelegentliche, zögernde, halb gleichgültig gemeinte Frage des Vaters, ob sie auch jenes merkwürdige Buch durchblättert hätte, rief sie, mit einem schmalen Lächeln zu Roland: „Ach, das Buch — Das erübrigt schon längst nicht mehr! Der alte Herr Meertatt hat es vernichtet. Er meinte, es enthalte zu geheiligte Dinge, die für keines Fremden Auge bestimmt seien“ und während Herr Gerloff seine Billigung über diese verständige Handlungsweise aussprach, und Mama'schen, vor Glückseligkeit fast erschmelzend, ihrem Mann um den Hals fiel und lachte und weinte in einem Athem, ließ Roland sein Ewigen, die Thränen in den Augen, ihren Eltern zufach, leise an und flüsterte: „Ewigen? Werden wir auch so glücklich werden, wie dieses Paar aus dem Heirathsbureau?“

Leben für Leben.

Geschichte aus der californischen Wüste. Von Rufus S.

Welchen eigenthümlichen Reiz die große californische Wüste in ihrer stillen Majestät auf den Reisenden ausübt, davon hat unser geschätzter Korrespondent, Herr A. Gumpertz, erst vor Kurzem eine interessante Schilderung gegeben. Aber diese große Wüste hat auch andere Seiten, als die von ihm so schön beschriebenen — sie ist im Verlaufe der Jahrhunderte für Viele ein erschütterter und schrecklicher Friedhof geworden — wer sie durchwandert, findet an vielen Stellen die weißgebleichten Skelette nicht nur von Thieren vieler Art, die dort zu Grunde gegangen sind, sondern auch von Menschen, die denselben in Sonnenthitze und Durst den Tod gefunden haben. In dieser Wüste hat sich seiner Zeit die Geschichte abgespielt, die ich heute meinen lieben Lesern erzählen will.

Der Platz, auf dem dieselbe beginnt, war eine Schöndelstätte des Durstes, um es so zu benennen. Die Sonne hatte den ganzen Tag glühend heiß herabgebrannt auf das Stuhl-Wallen, das Schadel-Thal, so genannt von den weißen Gebeinen, die allenthalben dasselbst zu finden waren; es war ein ungeheures todttes Meer von Lava-Lake, in der nur die Mesquite-Wüste hier und da in der glühend heißen Luft zitterte. Die weiße Fläche lag unter dem erhabungslosen klaren blauen Himmel, als wolle sie ihnen aufleuchten einen Tropfen Wasser, so wie in der biblischen Erzählung der reiche Mann in der Höhe liegt, daß man ihm vom Himmel herab einen Bogen sende, der ihm die Jungfrau mit einem Tropfen Wasser kühle. Und in dieser Einöde lag ein Mann — sein Thier war todt und er selber dem Tode nahe. Er war der Sheriff von Silver Bar und war auf der Jagd

nach einem Manne gewesen, der in dem Mining Camp einen Beamten erschossen hatte, weil derselbe ihn wegen der Ermordung eines Spielers verhaften wollte. Der Mörder war entflohen, und der Sheriff hatte sich aufgemacht, ihn zu fangen. In die Wüste hinein hatte er ihn verfolgt — ohne sich vorher für längere Zeit mit Wasser zu versehen, denn er wußte ja, daß er an einer gewissen Stelle nach einem Quill kam, dem einzigen, der weit und breit in einem Umkreise von hundertundfünfzig Meilen war. Dieser Quill lieferte Wasser Jahr aus Jahr ein. Aber als er dorthin gekommen war, da war er trocken und ein todtter Conole lag davor; mit geschwollenem Leibe — das Thier hatte das letzte Wasser aus dem Quill getrunken, und das war offenbar giftig gewesen. Nun lag der Sheriff dort, mit von dem heißen Kalkstaub der Wüste die geschwollenen Augen, mit von Durst hart geschwollener Junge, er war dem Tode nahe. Schon hatte er das Bewußtsein verloren. Der Mann aber, den er verfolgt hatte und den er vor sich glaubte, war auf einem anderen besseren Wege in weitem Umkreise geritten und kam jetzt auch an den Platz, wo der Sheriff lag.

Als er den halbtodten Mann erblickte, da wardelte ihn ein eigenthümliches Gefühl an. „Na, der hat's ja eilig gehabt“, murmelte er vor sich hin, „aber blinder Eifer schadet nur.“ Er sprang von seinem Pferde ab, soß sich den Halbtodten an, und dann stieg er wieder auf's Pferd und schleppte denselben die Sporen in die Weichen — es war doch nicht sein Geschäft, den Sheriff zu retten, der hinter ihm her war, um ihn an den Galgen zu liefern.

Aber nicht weit war er, da hielt er — es war ihm, als könne er nicht weiter. Noch einmal setzte er sein Pferd in Trab — wieder hielt er, und dann murmelte vor sich hin: „Um ihretwillen thue ich es, es ist eine Thorheit, aber ich thue sie um ihretwillen. Ich muß es thun, ich kann nicht anders.“ Und damit lenkte er das Pferd zurück, und war bald wieder an der Stelle, wo der Sheriff lag.

Was sich dann zutrug, ist bald erzählt. Der junge Mann stieg dem Halbtodten von seinem Brandy ein, dann von dem Wasser, das er bei sich trug, er wusch dem Sheriff die Augen und die Junge, und dann raffte er trocken's Mesquite-Gebeiß zusammen, um ein Feuer zu machen und Kaffee zu kochen. Der Sheriff kam unterdessen zu sich — er sah das Feuer, er sah den Mann, und wie seine Erinnerung wieder kam, da wollte er seinen Augen nicht trauen: Das war ja Kit Cool, der Mann, den er verfolgte. Und dieser Mann fragte ihn ganz ruhig: „Nun, seid Ihr wieder alright?“

„Ja freilich war er so ziemlich wieder alright“, aber nur körperlich, denn geistig war er es nicht — es war doch eine so fonderbare Situation, in der er sich befand, er, der Sheriff, gerettet von und in der Gnade des Mannes, den er todt oder lebendig zurück nach Silver Bar hatte bringen wollen und sollen. Die Nacht war unterdeß angebrochen, die Luft wurde frisch, der Mond schien klar — die Männer saßen schweigend beieinander, der Sheriff aß und trank von dem, was Kit Cool ihm bereitet hatte. Eine leise Brise fing an zu wehen, die Copolen in der Umgegend heuten, dann wurde Alles still — der Sheriff sank zu Tode ermattet, auf seine Dede, der andere hüllte sich in seinen alten Rock, und so schliefen sie nebeneinander, bis der Morgen graute. Da wachte der junge Mann den Sheriff, es galt, die ersten Morgenstunden zu benutzen, um den Sheriff zurück und in Sicherheit zu bringen. Sie hatten nur ein Pferd — der Sheriff war noch todtematt, er sollte reiten, aber das wollte er nicht thun — er konnte dem jungen Mann gegenüber nicht unethisch sein, und doch konnte er nicht anders, als seine Pflicht thun. Er sagte ihm: „Gib mich nur hier — wenn Ihr mich nach einer Ansiedlung bringt, muß ich Euch verhaften, es ist nicht anders möglich. Also nehmt Euer Thier und überlaßt mich meinem Schicksal, es geht nicht anders.“

Aber der junge Mann that das nicht. Er setzte den noch immer Schwachen auf sein Pferd und er wanderte neben ihm durch den Wüstenland, und als die Sonne stieg und es heiß wurde, machten sie wieder Halt, und er gab dem Sheriff zu essen und zu trinken, so daß derselbe erfrischte. Gegen Abend legten sie ihren Weg fort, bis tief in die Nacht hinein, da kamen sie an einen Hügel, an dessen Fuß glänzte ein Licht durch die Nacht, es war ein Corral. Hier wohnte ein alter Mann mit seinen beiden Söhnen.

„Ich habe hier einen kranken Mann“, sagte Cool zu dem Mann, der da wohnte, „kannt Ihr ihm ein Bett geben und uns beiden etwas zu essen?“ Das konnte der Mann, in dem Bett schlief der Sheriff, auf dem Stuhl das neben der junge Mann. Gegen Morgen wollte Cool sich fertig machen, um nun allein abzureiten; er wußte, daß der Sheriff hier Pflege fand, bis er wieder ganz hergestellt war, und dann von hier aus sich weiter helfen konnte. Aber als der Sheriff das sah, rief er dem Mann zu: „Haltet ihn fest, er ist ein Mörder!“ Cool zeigte nur auf das vom Fieber geröthete Gesicht des Sheriffs

und sagte zu dem Alten: „Er hat das Pferd!“ Dann warf er sich auf sein Pferd und ritt ab. Aber als der Alte dann das Metallschild des Sheriffs sah, da begriff er, wie die Sache stand, und er rief seine beiden Söhne — sie sprangen auf ihre Pferde und zwei Stunden später kamen sie zurück, sie hatten den Mörder eingefangen, gefesselt.

Tage lang war der Sheriff im Fieber und konnte nicht mit seinem Gefangenen aufbrechen; aber seine eiserne Natur siegte, er wurde gesund und nun ging die Reise los, es waren fünf lange Tageweisen bis nach Silver Bar. Schreckend ritten die beiden nebeneinander — der Sheriff hatte sich von den Leuten ein Pferd gekauft und den nöthigen Proviant. Am Abend des ersten Tages aber brach der Sheriff das Schweigen und sagte zu seinem Gefangenen: „Bereit Ihr es nicht?“ „Was?“ fragte Cool. „Dah Ihr mich nicht dort haßt verenden lassen?“

„Ja, manchmal thue ich es, manchmal nicht“, antwortete Cool. „Wahrscheinlich werden sie mich hängen.“ „Ganz gewiß, so hoch wie Hamann“, sagte der Sheriff. „Es war schlimm genug, was Ihr gethan. Warum habt Ihr denn auch den Marschall erschossen? Wenn sie Euch damals erwischen hätten, hätten sie Euch lebendig verbrannt, so wüthend waren sie. Warum mußt Ihr auch den Mann ermorden?“

„Ich weiß selber nicht, wie es Alles so kam. Ich hatte Alles beim Spiel verloren und ich wollte den Spielhalter zwingen, mir mein Geld wieder zu geben. Ich schoß ihn im Streit, da fuhr der Marschall dazwischen und ehe ich wußte, was ich that, hatte ich ihn erschossen — so ist es gekommen. Ich hätte damals viel darum gegeben, wenn ich an seiner Stelle todt gewesen wäre.“

„Aber warum habt Ihr mich denn gerettet, ich verstehe das nicht. Ihr wußtet ja doch, daß ich Euch festnehmen mußte, sobald ich konnte.“ Der Gefangene wollte erst nicht antworten, — er schien sich der Sache zu schämen. Aber der Sheriff ließ nicht ab, in ihn zu drängen, und schließlich bekannte der junge Mann: „Weil — es sind Jahre her, da starb meine alte Mutter da unten in Silver Bar. Sie war sehr arm gewesen, kein Cent mehr im Hause, ich war trant in den Bergen und konnte nicht kommen. Da hat ein Anderer sie ehrlich begraben, ein Anderer hat Alles aus seiner eigenen Tasche bezahlt und hat sich dessen nie gerühmt. Aber ich weiß, wer es gewesen ist — und nun find wir quitt, und fragt mich nicht weiter, warum ich Euch gerettet habe.“

An diesem Abend kamen sie nach einem kleinen Städtchen und der Sheriff nahm dem Gefangenen die Fesseln ab, damit derselbe bequemer schlafen könne. Der Sheriff war ein Mann, der nicht viel Worte machte, und er hatte immer an der Ansicht festgehalten, daß ein Mann nicht ganz schlecht sein kann, der seine alte Mutter nicht vergessen hat.

Er war verwundert, am Morgen den jungen Mann noch neben sich zu sehen. Sie frühstückten zusammen und ritten weiter. Aber als sie an einer einsamen Stelle waren, da sagte der Sheriff plötzlich zu Cool: „Nun, Cool, sei kein Ekel und mach, daß Du fort kommst!“ „Und was wollt Ihr thun?“ sagte der junge Mann. „Ich werde sagen, daß Ihr mir entspringen seid“, antwortete der Sheriff. Er brachte die Worte kaum aus dem Munde, so schwer wurde es ihm, so etwas zu sagen.

Da ergriff der junge Mann die rechte Hand des Sheriffs und drückte sie mit einer Anbrunst, in der Alles lag, was er hätte sagen mögen und doch nicht zu sagen vermochte, und er stammelte nur: „Lebt wohl, Sheriff! Das Leben ist süß, — und ich bin von nun an ein anderer Mann!“

„Lebt wohl! Lebt wohl!“ antwortete der Sheriff. „Um Gottes Willen, werdet ein braver Mann!“ Das war der Abschied der beiden von einander. Mehrere Tage später ritt der Sheriff in Silver Bar ein, — er war ein gebrochener Mann. Die Leute hatten fest erwartet, daß er seinen Gefangenen mitbringen werde — seit 20 Jahren war er im Amt und noch nie war es geschehen, daß ein Gefangener ihm entspringen wäre. Er konnte das nicht ertragen, — er resignirte und ging von Silver Bar fort. Als er ab-

ritt, wandte er sich nicht um, er wollte den Platz nicht wieder sehen, den er so verlassen mußte. Ein Tropfen stand auf seiner Wange. Es regnete, aber es war kein Regentropfen, denn derselbe war bitter und salzig. (California Democrat.)

Eine versteinerte Leiche.

In der Auktionshalle von Stevens in London gelangte vor Kurzem ein merkwürdiger Fund zur Versteigerung: die versteinerte Leiche einer Indianerin, die vor vielen hundert Jahren, lange bevor Columbus Amerika entdeckte, in einem Kupferschicht zu Chiquiamata im Innern von Calama (Autophaga) verunglückte. Man entdeckte den Körper im November 1899 in einer Tiefe von etwa 6 1/2 engl. Fuß, von Geröll und metallischer Erde bedeckt — gänzlich unbeschädigt und vollständig in der Form, wie er einst verstorben sein muß. Ohne wesentliche Veränderung hat er sich erhalten. Die Haut ist wieder zusammen geschrumpft noch geschwollen, die Knochen sind hier und da noch erkennbar, und die Muskulatur zeigt sich ganz deutlich; ja, an dem schmerzlichen verzogenen Munde und den angespannten Augenbrauen vermag man sogar noch etwas von der ausgefallenen Todesart zu erkennen. Die trodene Hitze jener Gegend und der merkwürdige Gehalt von Sulfat und Kupferchlorid des Bodens haben den Leichnam zu einer Mumie gestaltet. Jene metallischen Bestandtheile haben das Fleisch des Leichnams durchdrückt und verhärtet. Nach und nach ist dann im Laufe der Zeiten das geworden, was wir heute vor uns haben ein petrifizirtes Zellengewebe von großer Festigkeit.

In seiner Farbe gleicht der Fund einer stark patinirten Bronze. Grün gefärbt sind auch die Stücke von Lammfell, mit denen die unglückliche Bergarbeiterin einer längst vergangenen Zeit sich die Beine umwunden hatte, sowie die verschiedenen Geräthschaften, die man bei ihr fand: Reste eines Korbes, Steinhämmer und Steinschneideln, einige zugeschnitten Stücke Holz und eine zerfetzte Feldtasche, feinstellige Werkzeuge von brachsteinzeitlicher Vollkommenheit.

Das Gewicht des Leichnams beträgt nur 50 englische Pfund. Die Körpermaße deuten auf einen mittleren Wuchs hin. Auf das Alter des Fundes genau Schluß zu ziehen, ist schwer; jedenfalls datirt er aus der vorhispanischen Zeit, da nach dem Eintreffen der Spanier an Stelle der bisher gebrauchten feineren Werkzeuge Bronzegeräthe üblich wurden.

Automobil vor 200 Jahren.

Man schreibt aus Amsterdam: Das hiesige Handelsblatt veröffentlicht einen Artikel des „Hague Mercur“ vom 29. März 1698, welcher einen Bericht über die neuesten Ereignisse in England enthält und in welchem auf eine neue Erfindung aufmerksam gemacht wird. Es heißt hier: „Ich habe einen Wagen gesehen, der sich ohne Pferde weiter bewegte, er hat im Innern Eingeweide wie eine Uhr, und wenn die Feder aufgezogen ist, so fährt der Wagen so lange weiter, bis die von der Feder getriebene Kette abgelaufen ist.“ Da hätten wir also ein Automobil und was der Korrespondent des „Hague Mercur“ weiter schreibt, ist ebenfalls interessant, weil es uns das alte Wort, daß alles schon dagewesen sei, in Erinnerung bringt. Denn er sagt: „Was würden unsere Bauern für Augen machen, wenn sie auf Gottes Wegen einen solchen Maschinenwagen antommen sehen würden. Diese würden sicherlich nicht vor ihnen ausweichen, sondern es würde zum Vortheil der Dorfbarbiere manches Messer gezogen werden.“ Der Empfang, der in unseren Tagen manchen Kraftwagen seitens der ländlichen Bevölkerung zuteil geworden ist, beweist, daß die Sitten dieser Volkstufen nach 200 Jahren kaum anders geworden sind.

Patriotisch.

Sonntagsreiter (verzwweifelt): „Ob der Gaul vielleicht einen Heilzug mitgemacht hat? Bei dem Kriegsdenkmal bleibt er jedesmal eine Viertelstunde sinnend stehen!“

Früher legte man für die Freunde die Hand ins Feuer, jetzt bietet man ihnen Feuer an, um eine Zigarre anzuzünden.

Unzufrieden.



Gast: „Eine miserable Wirthschaft das! Das Essen ist schlecht, das Bier warm und in der Zeitung steht auch nichts drin!“